

Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 41 (1989)
Heft: 7

Rubrik: TV-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auch. Beim Duell am Schluss – man fühlt sich sofort an Stanley Kubricks «Barry Lyndon» erinnert, wirken jedoch die Rückblenden (aus der Sicht des Vicomte) an die Liebesnacht mit Madame de Tourvel kitschig und aufgesetzt, als wolle sich Frears für das Handeln seiner Personen noch rechtfertigen.

Hervorzuheben sind die Szenen in den Salons und der Oper, den Orten des öffentlichen Lebens. Der Regisseur lässt seine Akteure aus der Intimität ihrer Wohnzimmer hinaus in die Foyers und Salons treten, hinaus auf die Plattform der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. Hier lernen sie sich kennen, hier diskutieren sie, hier werden sie gesehen. Es ist die Zeit, so Frears, als die begehrtesten Plätze in der Oper jene mit dem besten Blick auf die Zuschauer waren. Genau hier erleidet die Marquise ihre grosse gesellschaftliche Schmach. Es ist 1882, und schon bald werden auch die Sessel der weiteren Gesellschaftskreise in den Logen und auf den Balkons, im Parterre und auf den dritten Rängen ins Wanken kommen. Mit einer Epoche wird abgerechnet: «It is beyond my control.» ■

TV-kritisch

Urs Meier

Meditation wider die Betäubung

«Opium des Volkes?». Unter diesem Titel steht die fünfte Produktion des Fernsehens DRS in der Reihe der musikalischen Meditationen. Hans Küng, der in Tübingen lehrende Schweizer Theologe, stellt seine Gedanken über Religion und Macht neben die Krönungsmesse KV 317 von Wolfgang Amadeus Mozart. Die Sendung wurde Ende Februar und Anfang März im Radio Studio Zürich und im Basler Münster von der Redaktion Gesellschaft und Religion gemeinsam mit der Redaktion Musik und Ballett mit grossem Aufwand aufgezeichnet und gelangt im Fernsehen DRS am 16. April zur Ausstrahlung.

I.

Das Thema Religion und Macht ist beklemmend aktuell. Die aufgeklärte Epoche der Moderne sieht sich bei ihrem allenthalben beschworenen Übergang zur Postmoderne mit Anzeichen des Wiedererwachens vor- und antiaufklärerischer Strömungen konfrontiert. Religiöse Bewegungen und Institutionen haben daran starken Anteil. Der Papst verordnet der römisch-katholischen Kirche eine

einheitliche konservative Linie, die man in manchen Bereichen als reaktionär einstufen muss (Stellung der Frauen und der Laien in der Kirche, Fragen der Sexualethik, Einschränkung der theologischen Forschung und Lehre). Evangelikale und fundamentalistische Bewegungen treten mit gestärktem Selbstbewusstsein auf und kultivieren, unbeeindruckt von den geistigen Erschütterungen der Moderne, ihre Religion als autonome Bastion. Das Todesurteil des iranischen Grossinquisitors über Salman Rushdie wird in weiten Teilen der islamischen Welt gebilligt.

Es sieht so aus, als ob die Religion nach einer historisch recht kurzen Phase ihrer Entmachtung nun wieder auf dem Weg zur ungebrochenen Machtausübung wäre. Das aufklärerische Prinzip, wonach Geltungsansprüche sich mit Argumenten legitimieren müssen, ist zwar nie allgemein anerkannt gewesen. Immerhin aber hat es den Grund gelegt für das Zusammenleben unterschiedlicher Auffassungen in einer pluralen, säkularen, vom Prinzip her rationalen Gesellschaft. In diesem weiten Rahmen ist auch Platz für Überzeugungen, die in der Toleranz keinen Wert erkennen. Doch nun scheinen gerade im religiösen Bereich Strömungen an Einfluss zu gewinnen, die sich nicht damit zufrieden geben wollen, im Rahmen säkularer Toleranz einen Platz zu finden und in Ruhe gelassen zu werden. Sie wollen den Rahmen verändern, die Gesellschaft nach ihren Dogmen disziplinieren und das Prinzip des freien Diskurses ersetzen durch das der autoritativen Weisung.

II.

Das Konzept der musikalischen Meditation (näheres dazu in ZOOM 22/86 S. 27–31; 21/87 S. 29–33; 16/88 S. 26–29) ist

Ausdruck der Überzeugung, dass religiöse und künstlerische Aussagen dem freien Wort nicht verschlossen sind, sondern es vielmehr herausfordern. Die Anlage der bisher fünf Sendungen ist im Grunde denkbar einfach: Große kirchenmusikalische Werke werden von einer Person, die etwas zu sagen hat, beim Wort genommen. Sie sind Anlass, sich mit einer musikalischen und religiösen Aussage auseinanderzusetzen und ihr im Blick auf die heutige Zeit zu antworten. Die musikalischen Meditationen schaffen so ein elementares Gegenüber von Musik und Wort, von religiöser Tradition und aktuellem Bekenntnis, von Kunstdenkmal und Gegenwartsthemen. Das Niveau der musikalischen Aussage verlangt dem Wort radikale Konzentration auf das Wesentliche und subjektive Glaubhaftigkeit ab. Das Fernsehen betätigt sich als Medium der ästhetischen Konfrontation, der Vermittlung und Vergegenwärtigung. Es bildet nicht bloss ein religiöses oder

kulturelles Ereignis ab, sondern schafft selbst diese ganz eigenständige und gegenwartsbezogene Verbindung aus musikalischer und kirchlicher Tradition.

Dieser spannungsvolle Vorgang zeigt beiden Seiten mitunter deutlich, «wie sehr Traditionen ihre Tradition gegen sich haben» – so Erwin Koller, Leiter der Redaktion Gesellschaft und Religion, an der Pressekonferenz anlässlich der Aufzeichnung in Basel. Und er fuhr fort: «In der formalen Umsetzung stellt sich denn auch vorerst eine Fremdheit ein, ein ungewohnter Blick vom einen zum andern und zurück, wie immer, wenn Dinge in Nachbarschaft geraten, die ein anderes Umfeld gewohnt sind.»

Erst in dieser Fremdheit entsteht wohl die Bereitschaft, Musik zum Anlass des Nachdenkens zu nehmen, und vielleicht bewirkt für viele Zuschauerinnen und Zuschauer die verfremdende Verbindung von Konzert und religiöser Betrachtung erst die Bereitschaft, sich auf eine kirchlich situierte Ansprache einzulassen. Hans Küng spricht diese Verschränkung in der Sendung nach beiden Seiten hin an: «Ich will mir als Theologe gerade auch angesichts einer konzertanten Messaufführung nichts vormachen: Für unzählte Menschen – vermutlich auch unter Ihnen, die Sie sich jetzt das Credo anhören, weil Mozart es vertont hat – ist der kirchliche Glaube an Jesus als menschgewordener Gottessohn schlechterdings nicht mehr nachvollziehbar.» Das Gegenstück zu dieser religiösen Entfremdung war lange Zeit und ist für manche Frommen wohl noch immer das religiöse Verdikt gegen eine Kunst, die zu unbeschwert, zu heiter, zu optimistisch erscheint. Hans Küng: «Diese Musik, die man oft als allzu weltlich, unkirchlich, allzu operhaft kritisiert hat und aus

dem Gottesdienst verbannen wollte, erfahre ich nicht nur als Musik *beim* Gottesdienst, sondern *als* Gottesdienst. Für mich ist diese Musik, die der Meister ohne spezielle theologische Reflexion geschrieben hat, musikalisch erklingende Liturgie.»

III.

Doch nicht um musikalische Exegese geht es in den Texten Hans Küngs zu Mozarts Krönungsmesse. Küng verbindet zwei Stränge zu einem gedanklichen Prozess. Da ist zunächst das geschichtliche Umfeld, in dem der 23jährige Mozart die 1779 uraufgeführte Missa brevis komponiert hatte. Es war die Zeit des untergehenden Absolutismus und des Zerbrennens kirchlich-religiöser Macht: Ein Jahrzehnt nach der Entstehung der vom Fürst-Erzbischof von Salzburg bestellten Krönungsmesse, noch zu Mozarts Lebzeiten, wurde erstmals in der Geschichte der Atheismus zum politischen Programm. Klerikale Machtgier und kirchliches Paktieren mit Unterdrückung bekamen die Rechnung serviert. Den Kämpfen um Absetzung und Restauration materieller und geistiger Kirchenmacht folgte die intellektuelle Auflehnung gegen religiöse Wahrheitsverordnungen. Von Feuerbach zu Marx, Nietzsche und Freud wurden die klassischen Positionen der abendländischen Religionskritik entwickelt, am eingängigsten vertreten von dem bei Marx entlehnten Schlagwort «Religion ist das Opium des Volkes».

Dieser erste Strang des Nachdenkens mündet aus in die Frage, ob nicht eine so grosse Musik wie die Krönungsmesse auch «Opium des Volkes» sein könne. Das Musikerlebnis als Rausch, als Benebelung von Gefühl und Verstand: Kommt es nicht gerade geistlichen Autoritäten zustatten, da sie als die Veranstalter erhabener Liturgien

Opium des Volkes?

Eine theologische Meditation

W. A. Mozart:
Krönungsmesse KV 317
Hans Küng: Texte

Aufzeichnung aus dem Basler
Münster

Chor und Orchester des Fernsehens DRS unter der Leitung von Armin Brunner
Solisten: Yumi Golay (Sopran), Béatrice Mathez Wüthrich (Alt), Reinaldo Macias (Tenor), Thomas Thomaschke (Bass)

Regie: Adrian Marthaler

Gemeinschaftsproduktion des
Fernsehens DRS mit Radio Bremen (ARD)

Ausstrahlung DRS und TSI:
Sonntag, 16. April,
10.00–11.00 Uhr;

Ausstrahlung TSR: 23. April,
10.00–11.00 Uhr;

Wiederholung DRS: 21. Mai,
ca. 22.40–23.40 Uhr



sich in den Glanz der Kunst stellen können? Küng benennt diesen Verdacht und schliesst es nicht aus, dass auch ein so konkises Werk wie die Krönungsmesse von Machtinteressen in Dienst genommen werden kann. – Die Korrumperbarkeit beider will Küng dem Gewissen einschärfen: «Religion und Musik – ja beide können Opium des Volkes sein! Und als christlicher Theologe sage ich es mit Scham: Bis in unsere Zeit – und nicht nur in Südamerika, Spanien, Portugal und Südafrika – war und ist die Kirche Stütze eines unsozialen, korrupten und bankrotten *(Ancien Régime)*, hat

sie Arm in Arm mit der Redaktion *«Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit»* mit Füssen getreten, hat sie dem Faschismus gehuldigt. Nein, das dürfen wir nicht vergessen und verdrängen in einer Zeit wie der unsrigen, wo es in der Kirche selber so wenig *«Brüderlichkeit»* und *«Schwesterlichkeit»* gibt und ein Papst und die Seinen wieder dabei sind, durch autokratische Bischofsnennungen, willkürliche Zensur von Theologen, vielfältige Diskriminierung von Frauen, unbarmherzige Disziplinierung ungezählter kritischer Priester und Laien, diese – letztlich urchristlichen – Ideale von

Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu verraten.»

Damit ist nun auch der zweite Strang der Reflexion bezeichnet. Die traditionellen Texte der Messe (Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus, Benedictus, Agnus Dei) als historisch verortete Glaubensaussagen verlangen, wenn sie verstehbar werden sollen, nach einer Umsetzung in den heutigen Zeit- und Sprachhorizont. Auch diese Vergegenwärtigung ist nicht zu leisten ohne die kritische Distanzierung von korrumpernden Auslegungen des Christentums, die nach wie vor die Botschaft des Evangeliums verdunkeln. Hans Küng beschäftigt sich deshalb in seinem Text zur Krönungsmesse mit ängstigenden, verklavenden, lebensfeindlichen Missdeutungen des Glaubens. Küng will zeigen, dass man als moderner, aufgeklärter Mensch durchaus glauben kann, ohne sich selber untreu zu werden. Darüber hinaus versteht er sich als theologischer Aufklärer, der im Glauben das Echte vom Falschen trennt und in der Kirche auf der Beachtung der Massstäbe des Evangeliums besteht.

IV.

Hans Küng ist wohl – im positivsten Sinn des Wortes – ein Konservativer. Seine Sache ist nicht der kühne theologische Entwurf, nicht die gewagte gedankliche Spekulation, sondern die Aufarbeitung von Versäumnissen. Darin steckt seine ökumenische Leistung: Er hat in geduldiger Arbeit, mit Sorgfalt für Details und mit zähem Bemühen um den Überblick, Hindernisse beiseite geräumt. Dabei ist er immer wieder angestossen an verhärteten Positionen innerhalb seiner Kirche. 1979

wurde ihm die kirchliche Lehrbefugnis entzogen.

Wo die Reaktion regiert, da werden die Konservativen oft ohne zu wollen zu Rebellen. Vielleicht ist es kennzeichnend für die heutige Situation – und dies keineswegs nur in der katholischen Kirche –, dass gerade ein Hans Küng von seiner konservativen Grundhaltung her zu aufrüttelnden Aussagen kommt. ■

Ursula Blättler

Kloster, Krieg und Lust und Liebe

**Viktor von Scheffels
«Ekkehard» als Sechsteiler
im Fernsehen DRS**

«Sie neigte sich, dem Mönch das Kleinod umzuhängen. Er beugte sein Knie; längst hing's um seinen Hals, er kniete noch. Sie streifte leicht mit der Hand über sein lockig Haar, ein Zug von Milde und Wehmut lag über ihrem strengen Antlitz – Ekkehard hatte vor dem Namen des heiligen Kreuzes sein Knie gebeugt, jetzt war's ihm, als müsse er sich ein zweitesmal niederwerfen, niederwerfen vor ihr, die so huldvoll seiner gedachte. Aufkeimende Neigung braucht Zeit, sich über sich selbst klar zu werden, und in Dingen der Liebe hatte er nicht rechnen und abzählen gelernt wie in den Versmassen des Vergilius ...»

Im Jahr 1855 ist der Roman entstanden, aus dem das obige Zitat stammt. Viktor von Scheffels «Ekkehard» ist ein junger, in den Schriften bewanderter Mönch, der aus dem Kloster St. Gallen hinaustritt in die säkulare Welt und hier allerlei Prü-



fungene unterworfen ist, ehe er zur inneren Läuterung und Reife findet. Das bewegte Drama ist angesiedelt irgendwo zwischen mittelalterlichem Konvent und neuzeitlich-bürgerlichen Konventionen und gibt zwischen den Zeilen einiges zur psychischen Befindlichkeit des Autors preis.

Und dieser Roman erfährt nun also, nach gut hundertjährigem «Dornrösenschlaf» auf verstaubten Buchregalen in Estrichen und Antiquariaten, unverhofft neue Beachtung – in Gestalt einer sechsteiligen Fernsehserie. Die Begegnung Ekkehards mit der stolzen Landesfür-

Hadwiga (Zdena Studenová), Schirmherrin des Klosters St. Gallen, überprüft die Scheidungsurkunden. Aus der sechsteiligen Serie «Ekkehard» von Diethard Klante und Richard Hey.

stin Hadwiga, die Berufung des Mönchs als Lehrer an Hadwigas Hof, die keimende (und höchst unstandesgemäße) Liebesbeziehung der beiden, der Krieg zwischen den «heidnischen» Ungarn und den Christen, die Konfrontation zwischen Neigung und Pflicht und schliesslich der ungewisse Ausgang von Ekkehards Bewährungs-

probe – all das präsentiert sich im Gewand einer dreihundertminütigen bildlichen Umsetzung nach den Regeln und Gesetzen der TV-Serienproduktion. Kann das gutgehen?

Soviel zum voraus: Es kann. Dann nämlich, wenn sich die Realisatoren der Klippen, die es bei einem so ehrgeizigen Unternehmen zu umschiffen gilt, so bewusst sind wie in diesem Fall. So ist zum Beispiel Scheffels *Ekkehard* eine «literarische» Figur, wenn auch historischen Vorbildern nachempfunden. Sie filmisch zum Leben zu erwecken, konnte nur in zeitgemässer und damit kreativer, schöpferischer Weise geschehen. Man hat demgemäß das Mittelalter nicht nach «alter Väter Sitte» mit pompöser Geste und wallenden Nebeln wieder aufleben lassen, sondern hat kühle, ruhige, meditative Bilder geschaffen, angepasst – nach Möglichkeit – einem vor langer Zeit herrschenden Zeitgefühl. Die Figuren erscheinen zwar erstaunlich modern, sie denken und handeln durchaus als «Heutige», jedoch sind sie deutlich fühlbar Gesetzen unterworfen, die ehern und unumstösslich wirken. Daraus ergibt sich eine dramatische Spannung, die bei aller Zurücknahme herkömmlicher Spannungselemente durchgängig spürbar bleibt.

«Mittelalter-Nostalgie» in Serie

Weshalb aber die Verfilmung eines solchen «Schinkens» aus der Hochblüte biedermeierlichen Bildungsbürgertums, ausgerechnet heute? Da müssen doch andere als «nur» historische Interessen der Produzenten mitgespielt haben. Die marktstrategische Überlegung ist klar: Umberto Ecos Kloster-Roman «Der Name der Rose» hat in seiner Umsetzung fürs

Ekkehard

Fernsehfilm in sechs Teilen von Diethard Klante, nach Motiven des gleichnamigen Romans von Viktor von Scheffel (1855).

Die einzelnen Folgen (jeweils Freitag, 20.05 TV DRS):
 14. April: «Der Besuch»
 21. April: «Eine neue Welt»
 28. April: «Nacht und Träume»
 5. Mai: «Es ist Krieg»
 12. Mai: «Um Liebe und Tod»
 19. Mai: «Hoffnung»

Kino ein derart grosses Echo beim Publikum gefunden, dass Fortsetzungen – fernsehgerecht gleich in Serie – naheliegend schienen. Das Mittelalter hat Hochkonjunktur, unbestreitbar, und man muss das Eisen (Kreuz und Schwert in diesem Fall) schmieden, solange es heiss ist. Dagegen ist von historischer Warte gewiss nichts einzuwenden, solange dieses bildlich dargestellte Mittelalter nicht einfach als Vehikel für längst überholte Klischees und verstaubte Ideale herhalten muss.

Alltag im Vordergrund

Den Produzenten der «Ekkehard»-Serie ist zugute zu halten, dass sie die alltäglichen Züge mittelalterlichen Lebens mehr ausformen und modellieren als die sattsam bekannten heroischen (V)Ersatzbilder. So wollen sie beispielsweise den Krieg als «Dreckgeschäft» im wahrsten Sinne des Wortes verstanden wissen und andererseits stellen sie das stille, zurückgezogene Leben der St. Galler Mönche in allen Schattierungen zwischen Beschaulichkeit und hilfloser Passivität (den Vorgängen in der Welt gegenüber) dar.

Zwei Punkte verdienen in diesem Zusammenhang besondere Beachtung: das Erscheinungsbild der Ungarn, des heidnischen Erzfeindes gewissermassen, und der Umgang mit der

Sprache. Um den Konventionen der Fernsehserie zu genügen, hätte es womöglich gereicht, schwarz-weiße Charaktere in Holzschnitt-Manier zu entwerfen und sie ein allseits verständliches Synchron-Deutsch mit exotischer Färbung reden zu lassen. Das gerade aber hat den Machern, dem ungarischen (!) Produzenten André Libik und dem deutschen Regisseur Diethard Klante, nicht gereicht: Sie muten dem Fern-Seher eigenständige Persönlichkeiten auch auf der «falschen» Seite zu und diverse fremde Idiome von Ungarisch (untertitelt) bis Latein (ohne Untertitelung). Einfach so, weil ihrer Ansicht nach die Erfahrung des Andersartigen, Fremden mit hinein ins mittelalterliche Alltagsleben gehörte.

«Ekkehard» wird ab Mitte April vom Schweizer Fernsehen ausgestrahlt, zur besten Sendezeit, sechsmal, und zwar in europäischer Uraufführung. Man möchte mit den Liebes- und Kriegsabenteuern des Mönchs auf menschlich-allzumenschlichen Abwegen ein Gegengewicht schaffen zur herrschenden Dominanz der Krimiserien im Abendprogramm. Soweit Max Peter Ammann, Abteilungsleiter Dramatik, Lutz Kinselbeck, zuständig für das serielle Geschehen im Abendprogramm, fügt bei, dass es zur Präsentation einer derart «meditativen», einem ruhigen Bilderfluss verpflichteten Sechser-Serie Mut brauche. Tatsächlich sind spektakuläre Effekte, tränенreiche Abschiedsszenen und atemberaubende Stunts nicht zu erwarten.

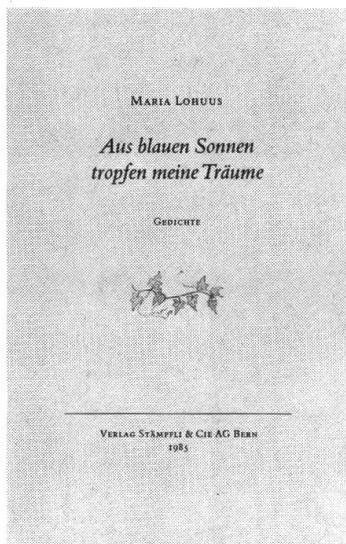
Hingegen belässt man es anlässlich der von Viktor von Scheffel verschämt angedeuteten fleischlichen Versuchungen des Mönches Ekkehard nicht bei den Andeutungen. Zur Wahrung der historischen Authentizität ist anzunehmen. ■

**AZ
3000 Bern 1**

Maria Lohuus

Aus blauen Sonnen tropfen meine Träume

Gedichte



174 Seiten,
mit 5 Illustrationen
von Thomas Berger,
broschiert,
Fr. 24.-/DM 28.-

Erste Leserurteile:

«Ich konnte mich kaum mehr trennen von diesen Gedichten,
die mich sehr ansprechen und irgendwie vor mir aufleben ...»

C. F. in L.

«Noch nie konnte ich so von Gedichten profitieren wie bei
Maria Lohuus ...»

J. S. in W.

«Es sind Empfindungen in Worte gefasst, die wir in uns
tragen; es ist, als wenn in diesen Gedichten auch meinen
Gefühlen Ausdruck gegeben worden sei ...»

E. B. in F.



Verlag Stämpfli & Cie AG Bern

Postfach, 3001 Bern
